universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Literarische Aufsätze

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1873

X. Christian Märklin. 1851

urn:nbn:at:at-ubi:2-8493

X.

Christian Märklin.

Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Von David Friedrich Strauß. Mannheim, Bassermann. 1851.

1851.

Zu Württemberg in dem Lande erzeugt sich schon seit Menschenaltern ein absonderlich und seltsam Volk. Es wird gewöhnlich in kleinen Städten, ja sogar auf den Dörfern geboren und in engen Stuben steht zumeist seine Wiege. Sobald es laufen kann, springt es auf die Wiesen hinaus und verlebt seine Kinderjahre in kleinen abgeschiedenen Thälern, die von schwäbischen Wäldern und Weinbergen umgeben sind. Auf dieses begibt sich das Volk in etliche altersgraue, ehedem katholische Klöster, hierauf in das Tübinger Stift und wühlt sich emsig in den Protestantismus hinein. Etliche davon vertiefen sich so rücksichtslos in den lutherischen Glauben und geben sich seinen Geheimnissen mit solcher Inbrunst und solcher Selbstverläugnung hin, daß man sie später, wenn sie ganz erwachsen sind, mit Recht Pietisten heißt. An solchen spiegelt sich die Allmacht Gottes oft dergestalt, daß sie es schon

auf dieser Welt zu den höchsten Ehrenstellen und Würden bringen, und Viele werden durch ihre Wissenschaft, Viele durch ihre Beschränktheit berühmt. Ein anderer Theil findet mehr Genuß und Seelenvergnügen an verschiedenartigem Zweifel. Dieser meldet sich allererst als ein kleines harmloses Wesen, das anfangs mit sanftem Gängelbande zum Nachdenken über immer wichtigere Dinge leitet. Je mehr das Wesen aber gewachsen, desto lebendiger wird der innere Kampf zwischen der Tradition, welche diese Jünglinge andern, und den spekulativen Errungenschaften, die sie sich selbst verdanken. Ein besonderes Geschäft derselben ist es dann, sich tagtäglich den theologischen Boden unter den Füßen wegzuziehen, worauf sie eine zeitlang mit ruhiger Heiterkeit in der Luft schweben. So versuchen sie sich zum Beispiel an den heiligen Büchern und leugnen die göttliche Eingebung. Und nachdem sie dem lieben Gott seine Autorwürde bestritten, stellen sie auch seine Vaterfreuden in Frage und zerfallen mit der Kirche über die Herkunft des Heilandes. Mitunter polemisiren sie dann gegen das allerdings ungeographische Jenseits und schreiben sich Briefe voll merkwürdiger Einfälle, die man selbst die großen Kinder dieser Welt nicht alle lesen lassen dürfte. Nachdem sie so ihr heimliches Spiel oft lange unter vier Augen getrieben, treten sie aber mit ihren Gedanken vor die deutsche Nation und lassen sich öffentlich lieben oder hassen, bewundern oder verabscheuen. Mancher nennt sich dabei gleich selbst einen Heiden, ohne jedoch zum alten Tempeldienst zurückzukehren. Hat nun ein solcher Sonderling einen schönen Erwerb oder jenes von den Gottseligen wie von den Kindern der Finsterniß gleich hochgeschätzte und verehrte, frei-

heitspendende Gut, nämlich Geld, dabei auch leichtes Blut und angenehme Verdauung, eine nette Frau und gutgerathende Kinder, dann ist er freilich ein sehr reputirlicher Mann, ein Ehrenmann könnte man sagen. Er liest in diesem Zustande statt der langweiligen Kirchenväter den kurzweiligen Horatius und die andern großen Alten, verlegt sich auf Kunst, Wissenschaft, Naturgenuß und lebt ein vergnügliches Leben, nimmt viele Freunde gastfrei auf und schreibt sich in verschiedene Stammbücher. Am Ende stirbt er wie die andern auch und läßt seinen Vertrauten ein tiefes Gefühl der Sehnsucht zurück nach dem dahingegangenen edeln Menschen. Wenn aber der Mann kein Geld und keine Stellung, also auch wenig oder gar keine Freunde hat, wenn die Leute ihn verfolgen, wenn ihn der Zweifel trübsinnig macht und das bittre Elend über ihn kommt, so sagt man achselzuckend: Er ist an seinem Irrwahn untergegangen. Dieses ganze Volk, die Gläubigen und die andern, die Glücklichen und die Unglücklichen, nennt man oft scherzweise die württembergischen Magister und ist aus denselben schon mancher berühmte Mann hervorgegangen.

Eines solchen Menschen Erdenwallen schildert nun jenes Lebens- und Charakterbild, welches David Friedrich Strauß von seinem dahingegangenen Freunde Christian Märklin entworfen hat, um zu zeigen, „daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe“, und „daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat oder brechen mußte, es gewesen

ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines sittlichen Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war".

Christian Märklin war der Sohn und Zögling eines Vaters, welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband. Dieser war als ein Jüngling im Stift zu Tübingen Hegel's Schulgenosse und Banknachbar gewesen, und der große Denker fragte selbst zu Berlin die ankommenden Schwaben noch jeweils gern nach dem alten Jugendfreunde Jakob Friedrich Märklin, mit dem er einst die Kant'sche Philosophie einstudirt hatte. Später wurde der Ehrenmann Prälat und also Ständemitglied, als welches er nicht allein die Rechte der Kirche, sondern auch die des Volks bis zu deutlichen Zeichen fürstlicher Ungnade vertrat. Nach langem, arbeitsamem, fruchtbar wirkendem Leben ereilte ihn der Tod zu Stuttgart, sozusagen auf dem Schlachtfelde, weil der Krieg über das neue Gesangbuch, gegen welches er selbst mit jugendlichem Muthe zu Felde gezogen, gerade damals am heftigsten entbrannt war.

Dessen Sohn also, Christian Märklin, kam 1807 auf die Welt zu Maulbronn, was ein altes gothisches Kloster ist, still und ehrwürdig, von hoher Mauer umgeben. Es liegt in einem weltentlegenen Thale, das von einem Bache bewässert wird, welcher nacheinander mehrere Teiche durchströmt. Aus diesen wußten vor langen Zeiten die ehrwürdigen Väter ihre Fastenspeisen zu fischen. Im Innern des Stifts ist eine Schule, und es haust da, statt jener Mönche, welche die Reformation vertrieben, eine Anzahl junger Leute von vierzehn bis zu achtzehn Jahren, die

von einem lutherischen Prälaten unter strenger Clausur gehalten und mit Hilfe und Beistand zweier Professoren, die auch im Kloster wohnen, zur Aufnahme in das theologische Stift zu Tübingen vorbereitet werden. Märklin, der Vater, war gerade zu derselben Zeit ein solcher Professor an der Klosterschule zu Maulbronn. Christian, der Sohn, wuchs gesund und frisch heran, lernte seine Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, sah schon früh verschiedene Städte seines engeren Vaterlandes und kam mit vierzehn Jahren, in strenger Prüfung als vorzüglich befunden, in das Kloster zu Blaubeuren, wo er Wohnung, Holz, Kost, Beleuchtung und Bedienung frei hatte und für den Tischwein, welcher als untrinkbar anerkannt war, eine Entschädigung erhielt. Der Biograph rührt hier sichtlich an manche Erinnerung aus der eigenen Jugend und gibt ein anmuthiges Bild des Klosterlebens von der sogenannten „Einlieferung" bis zum Austritt aus dieser Vorschule. Mit dankbarem Herzen werden dabei auch die beiden Lehrer Bauer und Kern erwähnt, denn „ein solches Paar von Lehrern", sagt der Verfasser, „jeder so trefflich für sich selbst und überdieß so schön sich ergänzend, mag wohl selten an einer Anstalt sich zusammenfinden". Die Klosterknaben selbst vertrugen sich recht gut unter einander. Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer und Friedrich Vischer gaben allbereits Zeichen ihrer künftigen Bedeutsamkeit.

Allmälig kam auch die Zeit heran, wo die Blaubeurer Jugend für die Hochschule zu Tübingen reif wurde und ins dortige Stift zog. Sie las in diesen Mauern die Schriften des großen Weltweisen von Königsberg, fand sie aber doch etwas bitterlich. Jacobi schmeckte schon um

ein Gutes angenehmer, aber Schelling war es erst, der sie völlig hinriß. Am nachhaltigsten wirkten jedoch Schleiermacher und Hegel's Phänomenologie nicht allein auf die jungen Theologen, sondern auch auf ihre Lehrer. — In diesen Zeitläuften war es, daß die alte Tübinger Schule, die von Storr ausgegangen, sichtlich dahinstarb, während mit Bauer, der nun von Blaubeuren an die Universität gekommen war, und mit dessen Jüngern dort eine neue, wissenschaftlich ungleich bedeutendere Genossenschaft erwuchs.

Die Schüler tranken und sangen zwar auch ihr gutes Theil, aber gedacht, betrachtet und gegrübelt scheinen sie mehr zu haben als dieß sonst auf einer gewöhnlichen Landesuniversität vorzukommen pflegt. Im Allgemeinen gingen sie dabei mit weniger Schüchternheit voran als die Magister im Privatleben an den Tag legen und gestatteten sich allerlei Fragen in neue Untersuchung zu ziehen, welche für die wahren Gläubigen längst abgemacht und entschieden sind. Schon in diesen Jahren schrieb Märklin an seinen Vater, mit dem er gern über philosophische Studien Briefe wechselte, verschiedene Meinungen über die Persönlichkeit Gottes, welche eine von der gewöhnlichen Annahme sehr abgewandte Richtung kennzeichnen. Dabei gibt er aber seinem Vater die beruhigende Versicherung, daß ihm sehr wohl bewußt sei, wie unsere Ueberzeugungen in keinem Augenblicke unsers Daseins vollendet, sondern immer im Werden begriffen seien, mithin von einem endgiltigen Abschlusse nie die Rede sein könne, und zwar bei ihm um so weniger, da er, je länger er sich mit Philosophie beschäftige, um so mehr von seinem Nichtwissen sich überzeuge.

„Aber“ — fährt er hierauf fort — „zu welchen Resultaten mich mein philosophisches Studium führen werde, das muß mir selbst ganz frei überlassen bleiben, wenn jene auch von der gewöhnlichen Denkweise noch so sehr abwichen; denn das eigene Denken des Geistes treibt mich fort, und dem einmal Erkannten kann ich mich nicht widersetzen; und wenn ich endlich bei solchen Resultaten ankäme, vor welchen die Menschen gewöhnlich zurückschrecken, und welche sie unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstande sowohl, als mit den Wahrheiten des Christenthums finden, wenn ich auf Pantheismus, Leugnung der Freiheit und Unsterblichkeit käme, so könnte mich an meinen Ueberzeugungen, hätte ich nur in denselben innere Befriedigung gefunden, auch das nicht irremachen, daß ich mich damit in Gegensatz gegen die gäng und gäbe Landesphilosophie gesetzt hätte.“

Unterdessen aber wurde Christian Märklin immer älter, und die Zeit war gekommen, wo er nach dem natürlichen Lauf der Dinge Vikar werden sollte. Dieses Amt erhielt er zu Brackenheim, einem kleinen Städtchen, das nicht weit von Heilbronn liegt. Dort verwendete er die Zeit, die er nicht zur Auferbauung der Gemeinde bedurfte, auf seine Bücher und die Briefe, die er den Freunden schrieb. Im Stillen merkte er gleichwohl während dieses Lebens, daß so manches, was er als titanischer Denker für sich errungen, auf seine Brackenheimer Mitchristen wenige Anwendung finden könne. Wenn auch nach Hegel christliche Religion und Philosophie den gleichen Inhalt, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffes haben, so gewahrte er doch manchmal, wie eigene Ueber-

zeugung und Bewußtsein der Gemeinde so wenig in einander aufgehen wollten, daß immer „ein heimtückischer, hinterlistiger Rest“ zurückblieb. So hatte ihn, als er die enge, doch warme Jacke des bürgerlichen Begriffspensums abgelegt, der schnürmiederlose Gedankenwuchs rasch in die freie, aber kalte und feine Höhe einer dem Dogma entfremdeten Philosophie geführt. Er fühlte, daß die Betrachtung seiner Lage und Aufgabe auf die Stahlfedern seines Zweifels unangenehm drücke, und er hielt es nicht für ungereimt, diesen Zwiespalt durch Rücktritt aus dem geistlichen Amte zu beseitigen. Und doch glaubte er sich zu nichts Anderm als zum priesterlichen Berufe geschaffen. „Es fließt“, sagte er, „durchaus geistliches Blut in meinen Adern. Was ist zu machen?“

So schildert das Buch die Kämpfe, die Christian Märklin als ein zwanzigjähriger Priester in seinem Innern führte, theils über Probleme, die erst der neuere Gedanke aufgestellt, theils über uralte Fragen, wie z. B. über die, welche Odysseus schon an jener Asphodillwiese in der Unterwelt mit dem göttlichen Achilleus näher besprochen hat. Es ist allerdings ersichtlich, daß während dieses mühseligen Suchens nach einer andern als der gewöhnlichen Wahrheit in dem Gemüthe des redlichen Forschers manche Unruhe und eine mehr als vorübergehende Beklemmung aufstieg, aber doch ist keine Spur gegeben, daß er sich je in jene stille unbehelligte Seligkeit hineingewünscht, welche sich seine Amtsgenossen dieser und anderer Sorten und Sekten in Stellungen erworben, wo Gottesdienst, Schlaf und Kartenspiel, etwas Gärtnerei und Schweinezucht den langen Tag um seine trägen Stunden betrügen.

Mittlerweile übte sich Christian Märklin in einer gehaltvollen, dogmatisch-kirchenrechtlichen Abhandlung über die Ehe und gedachte mit seinem jetzigen Biographen auf ein halb Jahr nach Berlin zu gehen, um Hegel und Schleiermacher persönlich zu hören, wurde aber daran durch ein böses Schleimfieber gehindert, während der Freund den langgehegten Wunsch glücklich zur Ausführung brachte. Auch aus der Metropole der deutschen Intelligenz ging der Briefwechsel mit dem Vicar zu Brackenheim seinen alten Gang, und als der Eine im Frühling von Berlin zurückkehrte, eilte er zuerst in jenes Städtchen um den Andern zu begrüßen. Daß Märklin bei diesem Besuche aus Rücksicht auf seine kirchliche Stellung nicht zu bewegen war, dem Freunde in das Wirthshaus wo er übernachtete, zu folgen, konnte dieser dem tiefen, vorurtheilslosen Denker lange nicht verzeihen.

Endlich war auch für Märklin der Tag gekommen, wo er zur Ergänzung seiner Bildung die Reise nach Norddeutschland unternehmen konnte. Er ging nach Heidelberg, fuhr den Rhein hinab, lernte da und dort bedeutende Gelehrte und Priester kennen, und hörte bei Elberfeld eine Predigt des großen Pastor Krummacher, aus der er allerhand Kostbarkeiten, als da sind: Funken von dem Herde des großen Todtenbelebers, Siegel aus dem Kabinete des Ewigen u. s. w. in seinem Notizenbuche aufbewahrt hat. Endlich im Oktober 1832 erreichte der Reisende das große Ziel seiner Wanderung, die Urheimath seiner philosophischen Gedanken, eilte nach der Ankunft von langer Sehnsucht getrieben sogleich zu dem hochverehrten Schleiermacher, wurde aber — sehr spröde aufgenommen, und ohne alle weitere

Folgen wieder entlassen. „Schleiermacher", sagt der Biograph, „sah damals in jedem Württemberger zum voraus einen Hegelianer und gab sich da ordentlich widerwärtig." Sehr wohlwollend war dagegen die Aufnahme bei Marheineke und bei den jüngern Docenten der Hegel'schen Schule. Auch Hegel's Wittwe und seine Söhne kamen dem jungen Verehrer ihres Abgeschiedenen freundlich entgegen, und mit den letztern wurde eines Abends in des alten Hegel Studirstube sogar tüchtig geraucht und getrunken. Zu größerm Vergnügen langte kurz nachher auch Friedrich Vischer in Berlin an, und außer diesem werthen Freunde fanden sich noch andere Schwaben ein, so daß es bald ihrer sieben waren, die in einem Café am Wilhelmsplatze bei bayerischem Bier zum Abendtrunk zusammenkamen. Märklin fühlte sich in der großen Stadt nicht unbehaglich; außerhalb der Vorlesungen, die er hörte, gestattete sich der junge Mann auch einen Blick in das Leben, das ihn umgab. Ueber die grellen Gegensätze von Armuth und Reichthum, höchster Bildung und tiefster Roheit, wie sie in der großen Stadt oft unter demselben Dache ohne etwas von einander zu wissen, beisammen wohnen, über die Eigenthümlichkeiten der Berliner, selbst über die Eckensteher, legt er in den Briefen an den Vater allerlei scharfe Bemerkungen nieder.

Als Märklin von Berlin zurückgekommen war und sich erst kurze Zeit bei den Seinigen ausgeruht hatte, trat er 1833 das Amt eines Repetenten am Stifte zu Tübingen an, wo er wieder mit seinem Biographen, mit Vischer, G. Pfizer und andern Freunden aus den Klosterzeiten, die dieselbe Bahn gewählt, zusammentraf. Die Repetenten-

jahre haben vielerlei schöne Seiten und werden von denen, die sie durchlebt, zu den angenehmsten des Lebens gezählt. Als Repetent hielt Märklin Vorlesungen über die Thessalonicher Briefe. „Zu dem grammatisch-historischen und theologischen Momente der Schrifterklärung fügte er da noch das philosophische hinzu, welches darin besteht, daß zwischen Wesen und Form des Schriftinhalts unterschieden und bei anerkennender Festhaltung des erstern die letztere um so unbefangener der Auslegung und Beurtheilung preisgegeben wird. Die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer solchen Auslegungsmethode ließ sich nun allerdings ganz besonders an den Thessalonicher Briefen mit ihren crassen Vorstellungen von der baldigen sichtbaren Wiederkunft Christi einleuchtend machen.“ Welch feine und wohlbedachte Wendungen aber der Repetent bei dieser Gelegenheit nehmen mußte, um den Apostel etwas sagen oder meinen zu lassen, was nach des Auslegers Ansicht haltbar und vernünftig wäre, das ist in dem Buche selbst sehr anziehend nachzulesen.

Zu derselben Zeit beschäftigte sich Märklin mit dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche und schrieb eine geistreiche Schrift „Ueber die Reform des protestantischen Kirchenwesens mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Württemberg“.

Mitten unter diesen Arbeiten und Bestrebungen verreist aber, kaum aus den Herbstferien zurückgekehrt, der Repetent — keiner der Freunde weiß warum — nach Stuttgart und kommt nach wenigen Tagen zur angenehmen Ueberraschung seiner Vertrauten als Bräutigam zurück. Und wie es zu geschehen pflegt, zwei Jahre danach, als er Diakonus zu Calw geworden, führte er seine Hochzeit aus

und überzeugte sich sofort von Tag zu Tag inniger, was ihm für ein guter Wurf gelungen; „denn in meinem Hause", rief er oft wie im Triumphe aus, „ruht ein Schatz von Glück!"

Unter den württembergischen Städten ist Calw eine so der fleißigsten wie der andächtigsten und hat seit dem Aufkommen des Pietismus eine vorzügliche Empfänglichkeit für diesen gezeigt. Der neue Diakonus daselbst fand seine Lage neu und ansprechend, wie er es denn auch als einen Vortheil betrachtete, daß ihm sein Amt so viele Gelegenheit gab, fremdartige Naturen und Denkweisen zu studiren und sich in sie schicken zu lernen. Er habe, schrieb er nach einiger Zeit, in zwei Jahren seines dortigen Lebens die Menschen besser kennen gelernt, als vorher in siebenundzwanzig Jahren; er finde sein Bewußtsein in Vielem erweitert, und er möchte nicht mit einem bloßen Stubengelehrten tauschen! Der religiöse Ideenverkehr mit der erwachsenen Gemeinde mag indessen immerhin etwas bedenklich und von Mißverständnissen bedroht gewesen sein, so daß der junge Priester der Kinderlehre den Vorzug gab, wo er manches ihm Lästige zur Seite liegen lassen konnte. Was er dabei gewollt und wie er verfahren, sagt er später in einem gedruckten Sendschreiben selbst mit folgenden Worten: „Meine Tendenz in der Verwaltung meines Amtes und der Geist, in welchem ich demselben zu genügen gesucht habe, war von Anfang an, die Mittheilung der christlichen Wahrheit auf das innere Bedürfniß und die im tiefsten Wesen des menschlichen Geistes selbst liegende Empfänglichkeit für dieselbe zu gründen; den in der heiligen Schrift gegebenen Inhalt des christlichen Glaubens den mir Anvertrauten als wesent-

liche Momente ihres eigenen innersten frommen Selbstbewußtseins nachzuweisen oder solchen zu beleben, und so die Ueberzeugung, durch welche am besten für das Interesse des Glaubens gesorgt ist, in ihnen lebendig zu machen, daß die Religion nicht in Satzungen, nur von außen her dem Menschen dargeboten und seinem Wesen an sich fremd, bestehe, sondern die Verwirklichung des tiefsten Innern unsers menschlichen Wesens sei."

Sittliche Volkserziehung war die Grundidee in Märklin's geistlicher Wirksamkeit. Um gründlich von vorne anzufangen, war er für Gründung einer Kleinkinderschule thätig; ferner stiftete er einen Lehr- und Lernverein für die ledigen Bürgerssöhne. Auch für eine Industrieschule, für eine Art höherer Töchterschule, für die Redaction einer pädagogischen Zeitschrift zeigte er geschäftige Theilnahme. Dabei sah er aber auch ganz klar ein, daß die sittliche Erziehung nicht gedeihen könne, wo die materielle Noth den Menschen zum Thiere macht, daß demnach die Sittenpflege sich mit der Armenpflege verbinden müsse. Auch auf dieser Bahn ging er mit werkthätigem Beispiel voran und that sein Möglichstes. Aergerlich konnte er aber werden, wenn die wohlthätigen Spenden weit über Land und Meer verschickt und die Hungernden in der Nachbarschaft vergessen wurden. „Da läßt man", schreibt er, „die Proletarier als Nichtmenschen herumlaufen und bekehrt die Heiden, statt daß man die Christen zu Menschen bekehren sollte." Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er die Razzia, die der begeisterte Gützlaff durch das gutmüthige Deutschland zu Gunsten der Chinesen von Fo-tscheu-fu unternommen, auch für ein Beispiel angesehen habe, wie leicht die

alberne Menge sich ausbeuten lasse, wenn die rechten Mittel und Wege eingeschlagen werden.

Was die Geselligkeit betrifft, so war Calw freilich nicht der Ort, der unsern Freund ganz zufriedenstellen konnte. Der Umgang mit Theologen zumal verursachte ihm manche Beschwerde. „Die Theologen", schreibt er, „namentlich Geistliche, haben doch alle ein eigenes Geschmäckchen. Ich verhandle nicht gern mit ihnen; die wenigsten haben einen freien Blick und Geist." Später nennt er die Theologen das allerschlimmste Volk; hinter dem scheinbar harmlosesten stecke doch oft der Pfaffe und der Fanatiker.

Die Berührung mit den Frommen zu Calw hatte indessen den Diakonus daselbst allmälig zu tieferm Nachdenken über das Wesen des Pietismus geleitet, und so reifte, freilich langsam, eine Schrift heran, welche er „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" nannte. Es war ihm nicht erträglich gewesen, in der Kirche nur der Geduldete zu sein, und um seiner Ansicht das Recht der Geltung zu vindiciren, hatte er jene Arbeit unternommen. In der Vorrede sagt der Verfasser:

„Je größer die Ansprüche sind, welche der Pietismus in unsern Tagen macht, je entschiedener er seine Sache geradezu mit der des Christenthums identificirt und deßhalb Alle, die ihm nicht zufallen, als Ungläubige oder zweifelhafte Christen behandelt: desto dringender müssen Alle, die sich dazu für befähigt ansehen dürfen, sich aufgefordert fühlen, nachzuweisen, daß dem nicht so ist, daß der Pietismus wohl ein für die Gegenwart berechtigtes Moment in der religiösen Entwickelung, aber keineswegs eine adäquate Darstellung des Christlichen ist, und daß man also

auch wohl ein guter Christ und Protestant sein kann, ohne ein Pietist zu sein."

Obwohl nun Märklin den Pietismus bekämpfte, so war er billig genug, jene Seite desselben, die ihm wahr und berechtigt schien, mit Anerkennung hervorzuheben. Wie dem alten Spener'schen, so findet er, daß auch dem heutigen Pietismus die Tendenz zu Grunde liege, „den Inhalt des christlichen Glaubens aus seiner Objektivität in die Sphäre des Bewußtseins einzuführen, das Christenthum aus einem bloßen Inbegriff von Lehren zu einer Bestimmtheit des innern Lebens zu machen." Allein diese Tendenz ist nur das eine Moment des Pietismus; das andere und zwar das, was ihn zum Pietismus macht, ist, „daß ihm dieses Streben immer wieder mißlingt, daß das Bewußtsein in demselben Akte das Widersprechendste in sich vereinigt: die Objecte des Glaubens verinnerlichen zu wollen und sie doch wieder als etwas ihm Fremdes anzusehen und außer sich zu halten. Wir sehen an dem Pietismus jenen Drang nach Verinnerlichung, wir freuen uns hier lebendige Frömmigkeit zu finden: aber indem wir näher treten, finden wir uns unbefriedigt und sehen daß, was seinem Wesen nach das Innerlichste ist, hier doch wieder nur äußerlich ist, aber — und dieß ist eben das Abstoßende — mit dem beständigen Anspruche als Innerlichkeit zu gelten."

Ueber diese Auffassung gibt aber auch der Biograph sein Gutachten ab, das uns sehr bedeutsam scheint.

„Wenn in Betreff der Darstellung," sagt D. F. Strauß, „die er sofort von der dogmatischen Eigenthümlichkeit des Pietismus gibt, von den Anhängern desselben unserm Freunde vorgeworfen worden ist, daß seine Angriffe über

jenen hinaus das Christenthum selbst treffen: so drängt sich in Bezug auf die soeben dargelegte allgemeine Charakteristik sogar die weitergehende Frage auf: ob damit wirklich nur der Pietismus und nicht vielmehr der Standpunkt der Religion überhaupt gezeichnet sei. Das Innerliche immer wieder zu veräußerlichen, die Idee nur im Bilde, im einzelnen Factum zu sehen, die religiöse Sphäre den übrigen Lebensgebieten als heilige dem Profanen entgegenzustellen — ist das nicht die Weise aller Religion? Wenn Märklin den Pietismus eine religiöse Partei nennt, so möchten wir ihn vielmehr die religiöse Partei nennen, d. h. diejenige Partei, welche in der modernen Zeit den religiösen Standpunkt als solchen noch festhalten will. Zwar religiös und näher christlich-gläubig in gewissem Sinn ist noch immer der größte Theil unsers Volks; aber während in dem gewöhnlichen Christen das religiöse Element vielfach alterirt, beschränkt, gemildert ist durch die verschiedensten Bildungselemente der neuen Zeit, durch die Ergebnisse der fortgeschrittenen Naturkenntniß und sittlichen Kultur, sucht der Pietist diese Einflüsse möglichst abzuwehren und sich steif und im Widerspruche mit dem Entwickelungsgange der Menschheit auf dem orientalischen, reinreligiösen Standpunkte zu behaupten. Insofern hatte Märklin mehr Recht, als er dachte, den Pietismus so zu schildern, daß er damit die Religion selbst traf; denn der Pietismus ist nichts Anderes, als die im Laufe der Zeit zur Partei und Parteisache gewordene Religion."

Daß aber die Schrift über den Pietismus den Anhängern desselben mißfiel, ist begreiflich. Ebenso nahe liegt es, daß der Verfasser recht bitter angefeindet und von

Leuten bekämpft wurde, welche die Sache nicht halb so gut verstanden, als er selbst. Man suchte ihn zu überzeugen, daß er überhaupt nicht mehr auf dem kirchlichen Standpunkte stehe und daß er, wenn ihm Wahrheit und Aufrichtigkeit etwas werth seien, jenes öffentlich erklären sollte. Der Diakonus wunderte sich über diese seltsamen Zumuthungen, betheuerte ganz laut, daß er allerdings ein Christ, nur von anderer Auffassung sei u. s. w., aber nach wenigen Monden fand er denn doch selbst, er habe es überstanden, und es sei keine Möglichkeit mehr, seinen Stuhl in der Kirche noch mit Würde und ohne Aergerniß einzunehmen.

Der Diakonus zu Calw empfand um diese Zeit allerdings, daß der Wunsch nach einer Aenderung seines Amtes sehr rasch in ihm emporkeimte. Auch schien es einmal, als sollte er für die Hochschule zu Tübingen gewonnen werden; doch scheiterte seine Hoffnung an den mannigfachen Bedenken des Senats, wogegen es ihm etwas später gelang, eine am Gymnasium zu Heilbronn erledigte Professur zu erlangen. Märklin fühlte sich in dieser Zeit sehr glücklich. Er schrieb einem Freunde:

„Ich freue mich nach Heilbronn. Meine künftige Beschäftigung wird doch nicht mehr die mit verschrobenen Zuständen sein wie bisher. Denn was ist denn alle Theologie und Kirche als die pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich sehne mich nach der gesunden Nahrung der alten Classiker und der Geschichte. Ich will aus voller Seele ein Heide sein; denn hier ist doch Wahrheit, Natur, Größe.“

Und als er nun ein Heide und soweit war um Abschied

zu nehmen von seiner Gemeinde, da zeigte es sich offen, wie viele Gemüther er sich gewonnen, wie seine Menschenliebe, seine Herzensgüte, seine Wohlthätigkeit selbst die Calwer Pietisten eingenommen hatte. Und so schied er, nicht ungerne, während die Zurückbleibenden den Verlust eines so tüchtigen und ersprießlichen Mannes innig bedauerten.

In Heilbronn war er dann stets eifrig bedacht, sich die Theologie, die ihm so viele bittere Stunden eingebracht hatte, möglichst fernzuhalten. Immer mehr glaubte er sich zu überzeugen, „daß alles Positive sich überlebt habe und statt dessen nun das Reinhumane, das Echtmenschliche hervorzubilden und ins Leben einzuführen sei". Soweit war er allmälig von seinem frühern Fache abgekommen, daß er einmal sogar im Vertrauen schrieb: man sollte polizeilich vor der Theologie warnen, da sie die Leute unwahr, herrschsüchtig, unduldsam und unnatürlich mache, wozu er, nach des Biographen Ansicht, auch unglücklich hätte hinzusetzen können.

Uebrigens gestaltete sich das Leben in Heilbronn bald so, daß es bei all seiner Stille und Vereinzelung — denn an theilnehmenden, verstehenden Freunden war damals ziemlicher Mangel — dem anspruchslosen Märklin immer behaglicher und lieber wurde. Während er als Lehrer zumal in den geschichtlichen Vorträgen mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen Gesinnung fördernd und erweckend auf die Schüler wirkte, führten seine neuen Aufgaben ihn selbst auf manches Feld, auf dem er noch zur eigenen Ausbildung reiche Ernte finden konnte. Insbesondere beschäftigte ihn die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter,

zumal das Nibelungenlied, und der wieder aufgenommene Umgang mit den Classikern, bei deren Behandlung er wie wenige die Gemüther der Jugend für solche Studien zu gewinnen wußte. Doch war seine Einwirkung auf die Schüler keineswegs auf die Unterrichtsstunden beschränkt, umfaßte vielmehr ihr ganzes Wesen, erlosch daher auch nicht mit den Schuljahren, sondern sein Beispiel und seine Lehren blieben unvergeßlich. Manche Erheiterung und Anregung brachten die Gäste mit sich, die häufig in dem freundlichen Hause zusprachen. Und wo, sagt der Biograph, hätte man sich auch lieber zur Erholung ein paar Tage aufhalten mögen, als unter so herzlich wohlwollenden, innerlichst edlen Menschen, in einem Kreise, dessen gemüthliche Harmonie, durch keinen Mißlaut gestört, sich wohlthätig auch den Gästen mittheilte?

Im Sommer 1846 unternahm Märklin mit seiner Frau und einer Gesellschaft von Freunden eine Reise nach München und ins bayerische Hochgebirge, wo es ihn, schreibt er, „oft gelüstete, mitten unter himmelhohen Bergen, an stillen, tiefdunkeln Seen, unter freundlichen gutmüthigen Menschen seine Wohnung aufzuschlagen.“

In München verweilte die Reisegesellschaft sechs Tage, „und dann — schreibt Märklin — war ich satt von dem Kunstgenuß. Es ist überhaupt schon unnatürlich expreß zu Kunstgenüssen zu reisen; wenn man nicht täglich und von selbst von Kunstanschauungen umgeben ist, so kommt nicht viel heraus. Die Antiken erschienen mir auch wie eingesperrte Vögel, denen man ihren natürlichen Platz genommen hat, wie in Weingeist conservirte Thiere, die nur in der freien Luft und unter einem schönen Himmel ihre

rechte Stelle haben. Die Kunst wird bei uns immer etwas Künstliches bleiben. Uebrigens waren mir diese Antiken fast das Liebste; es war das erstemal, daß ich so viele und so ausgezeichnete sah; ich habe mehr Sinn und Verständniß für sie als für Gemälde. Unsere und besonders meine sinnliche Formbildung ist zu sehr vernachlässigt — wir sind entweder religiös oder Kantisch-moralisch erzogen. Diese Einseitigkeit wird uns auch bleiben bis an unser seliges Ende."

Diesen Zeitraum, wo Märklin so in bester Manneskraft zu Heilbronn waltete, benutzt nun der Biograph zu einer tiefergehenden Charakterisirung seines Wesens, die der anziehenden Momente, namentlich schöner gesunder Sprüche und geistreicher Briefstellen eine Menge enthält. Mit allen Denkenden der damaligen Zeit theilte er auch das tiefe Unbehagen an den öffentlichen Zuständen und die klare Voraussicht einer kommenden Katastrophe, die freilich das, was er erwartete, noch nicht gebracht hat. So z. B. schreibt er im Jahre 1841:

„Die Zeit ist freilich scheußlich, aber es ist so gut und recht. Je schlimmer, desto weiter kommen wir vorwärts, desto näher liegt der Anbruch des neuen Tags. Ich glaube, es muß zuletzt noch ein Krieg dazu kommen, der wird in Politik und Religion Fortschritt und wieder Wahrheit bringen."

Ein anderesmal findet er: wir seien erst die Albigenser, und wie lange habe es von da an noch gebraucht bis zur Reformation! Oft sehe er sein neugeborenes Töchterchen darum an, was es wohl, wenn es am Leben bleibe, noch erleben werde?

„Gehen unsere Kinder bessern Zeiten entgegen? Ich glaube kaum. Vielleicht unsere Enkel. Oder am Ende hat die ganze jetzige Bildung schon ihren Kreis durchlaufen und es kommt eine neue Völkerwanderung.“

So kam denn auch das Jahr 1848 heran und brachte die französische Republik. Und „wer der die Alten gelesen, sich an den Zeiten eines Perikles und Scipio begeistert hat, wäre ganz ohne Schwäche für jenes Wort?“ Das große siegesfreudige Wesen, das damals durch ganz Deutschland ging, elektrisirte auch unseren Märklin zu Heilbronn.

„Nun haben wir doch noch erlebt, was wir in unsern kühnsten Träumen nicht gehofft; es ist wieder der Mühe werth zu leben. Mag es nun auch in der nächsten Zeit kopfüber gehen; ich lasse mir alles gefallen, da man doch wieder Vernunft und Bewegung in dem Gang der Geschichte sieht. Ich für meine Person sehe dieser ganzen Bewegung mit der innigsten Freude und mit der größten Ruhe zu.“

Freilich dauerte diese gute Meinung nicht sehr lange; schon vor Ende März fand er, daß sich der Himmel wieder trübe. Er schreibt:

„Es thut noth in diesen Wochen, daß man sich auch mitten durch die drohenden Verwirrungen hindurch den Glauben an die große Idee, welche die bewegende Seele dieser Gährungen ist, fest erhalte. Ob Europa im Stande ist, diese Idee gesetzlicher Freiheit, freier Entwickelung der Nationalitäten, freier Bewegung der Individualität zu verwirklichen, das muß die nächste Zukunft schon zeigen. Bei uns in Deutschland hat dieser große Umschwung die Masse politisch allzu roh gefunden, und daran, fürchte

ich, werden wir wenigstens in der nächsten Zeit vielfach zu leiden haben. Aber gehe es wie es wolle, wir müssen uns vor der Nothwendigkeit der geschichtlichen Bewegung beugen; die alten Zustände waren überlebt, faul, des Menschen und Bürgers unwürdig; nach ihnen kann sich kein Denkender zurücksehnen. Es bleibt nichts übrig, als der Zukunft ruhig, muthig und auf persönliches Glück und Behagen verzichtend entgegenzusehen."

So that er denn auch rüstig mit, als man zu Heilbronn die Bürgerwehr errichtete, und nannte die militärischen Uebungen, denen er sich dreimal in der Woche auf dem Exercierplatz unterzog, eine seiner liebsten Märzerrungenschaften. Der Verlauf der Bewegung sprach ihn allerdings nur selten noch freundlich an; mit den Fortschrittsmännern zerfiel er, seine Bewerbung um die Wahl ins Parlament mißlang und im Streite der Parteien wurde er selbst persönlich verletzt. Als der Herbst anfing, war Märklin auch schon wieder in Studien und Literatur vertieft. Auerbach's Dorfgeschichten müssen ihm damals besonders gefallen haben. „Ich nehme," sagte er, „den Hut ab vor Respect gegen den Mann. Alles schöne poetische Genrebilder und in aller Einfachheit oft voll lyrischer Tiefe." Mancher liebe Besuch erheiterte sein Herz, das sich immer lebhafter nach der alten Ruhe und Friedlichkeit des Lebens zurücksehnte. Für den Oktober, für die Ferien nämlich, hatte er sich eine besondere Ergötzung vorbehalten, eine Reise nach München zu seinem Freunde, dem Biographen. Allein diese Fahrt konnte er nicht mehr ausführen; er erkrankte in demselben Monat zu Heilbronn, und in wenigen Tagen war er einem typhösen Fieber erlegen,

bald nachdem er das zweiundvierzigste Lebensjahr vollendet. Die Trauer über seinen Tod war allgemein in den Kreisen, in denen er gewirkt hatte und bekannt war.

So hat der Freund das Leben des Freundes beschrieben, mit dem er sich weit ab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hatte. Obwohl die schweren Freiheitskämpfe, die der Denker von Heilbronn gegen seine Berufswissenschaft durchgestritten, ihm einen guten Theil seines Daseins verbittert hatten, so schien er doch einem schönen Abend des Lebens entgegenzugehen, als eine rasche Krankheit ihn zu einer Frist dahinraffte, wo die deutsche Bewegung eine Wendung genommen, die seinen Hoffnungen nicht mehr entsprach und ihm die bitterste Enttäuschung zufügte, eine Empfindung, deren Schmerzlichkeit auch durch das Dämmern schönerer Zeiten, dem wir Uebergebliebenen entgegenharren, nicht mehr gehoben wurde. Nehmen wir aber sein Leben, wie es unter Verzicht auf manche Hilfsmittel, die sonst als unentbehrlich erachtet werden, sich in stetiger Entwickelung klar und edel herausgebildet hat, so gibt es uns in dieser glaubensleeren Zeit den Trost, daß der menschliche Geist, ob auch verlassen von allen Dogmen, von aller Furcht oder Hoffnung jenseitiger Vergeltung, denn doch auch für sich im Stande sei, mit reinem Willen die Blumen der Humanität zur schönsten Blüthe zu bringen, was uns bei gutem Muthe erhalten kann, wenn uns die Weissagungen über die entsetzlichen Folgen des immer mehr einreißenden Unglaubens alles Vertrauen auf eine bessere Zukunft entziehen wollen.